

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badische Biographien

Heidelberg, 1.1875 - 6.1901/10(1935); mehr nicht digitalisiert

Geßler, Friedrich

urn:nbn:de:bsz:31-16275

Wir sehen in ihm einen wahrhaft protestantischen Theologen. Denn eine religiöse Persönlichkeit war er, durchdrungen von der Ueberzeugung, daß auch Wissenschaft ohne Religiosität nicht gedeihe. Unter einer nicht geringen Zahl von Theologen der Gegenwart, die in einer leidenschaftlich erregten Zeit Verstand und Gelehrsamkeit nur zur unbedingten Vertheidigung der kirchlichen Ueberlieferung verwenden oder die Ergebnisse ihrer Geistesarbeit von der Zweckmäßigkeit derselben für ihre Lebensstellung abhängig machen, war er durchdrungen von der unbedingten Ehrfurcht vor dem Gott der Wahrheit, und die Liebe zur Wahrheit war die unbedingte Herrschermacht über seine wissenschaftliche Forschung. — Als Mensch war Gaß ein Innenmensch in der schönsten Bedeutung des Wortes. In den Jahren, wo sein Gemüth und Charakter sich bildete, stand er unter dem Einflusse jenes fast vergessenen Idealismus, der auf Grund der Unterscheidung eines empirischen und intelligibelen Ich jeden von dieser Anschauung Berührten zu dem Streben beseelte, seine Individualität zu einer idealen Persönlichkeit zu gestalten, oder, um von einem christlichen Manne christlich zu sprechen, daran zu arbeiten, daß Christus, das himmlische Urbild des irdischen Menschen, Gestalt in ihm gewinne. So war Gaß ein edles, lauterer Gemüth, voll jener hohen Einfalt, der das Himmelreich verheißen ist. Aber dieser Innenmensch trat wenig in die Erscheinung. Wer daher nicht die Gelegenheit oder nicht den Willen hatte, in das Innere von Gaß zu schauen, verkannte ihn leicht. Auch war er ein Familienmensch. Im Kreise des Hauses, seiner Frau, seiner Kinder, seiner Freunde entfaltete er ganz die liebenswürdige Schönheit seines Gemüthes, die seine Bildung seines für Kunst, namentlich für Musik und für Literatur empfänglichen Geistes. Dann trat auch der launige Humor zu Tage, mit dem er das Gespräch würzte. — Die Vorrede zum letzten Bande seiner Geschichte der Ethik vom 24. Februar 1887 schloß Gaß mit den schönen und für ihn bedeutsamen Worten: »Seit ich Hand angelegt, sind etwa neun Jahre vergangen. Von da an bis auf diese Stunde hat mir Gott Gesundheit und Arbeitsfrische erhalten. Dieser Dank soll mein erstes und letztes Gefühl sein. Von dem Leser scheidet ich zwar lange nicht mit mir zufrieden, aber doch getrost in dem Bewußtsein, nach dem Maße meiner Kraft und im Dienste christlich-protestantischer Wissenschaft gearbeitet zu haben«. — Das Wort vom Scheiden sollte in einem anderen und schmerzlichen Sinne erfüllt werden. Um seine letzte Arbeit zu vollenden, hatte Gaß ungewöhnlich angestrengt gearbeitet. Diese Anstrengung hatte die Lebenskraft des 74jährigen Mannes erschöpft. Am 10. April 1887 traf ihn ein Schlaganfall, lähmte den Leib, undunkelte den Geist. Er starb am 21. Februar 1889. — Wenn irgend einem Menschen, so gebührt Gaß der fromme Wunsch, den ihm der Verfasser dieses Lebensabrisses am Sarge nachrief: *Have, pia anima!*
C. Holsten.

Friedrich Geßler.

Ein überaus stattlicher Leichenzug war es, der am 6. Januar 1891 den Dichter Friedrich Geßler zur letzten Ruhesstätte geleitete. In dichten Flocken fiel der Schnee zur Erde. Gegen Ende der Todtenfeier ward der Himmel lichter: wie zum Scheidegruße brach noch einmal die Wintersonne hervor, und wir blickten hinüber zu dem glanzumflossenen, sonst so gastlichen Landhause am Altvater, das sich der Verstorbene erst vor wenigen Jahren erbaut, das er sein »Sonnec« getauft hatte und das er nun vertauschen mußte mit der ewigen Nacht. — Vor mir liegt Geßlers Schwanengesang, sein letztes Gedicht, das er 14 Tage zuvor in unbewußter Todesahnung, angeregt durch einen herrlichen Sonnenuntergang, mit fester Hand niedergeschrieben und das in dem ergreifenden, allzufrüh verwirklichten Wunsche gipfelt:

„Dich steh' ich an, du dunkle Nacht.
Mit deinem Mantel walle
Hin über Abendglanz und Pracht,
Berhüll' die Zauber alle!
Dee' meiner Seele Sehnen zu
Mit mildem Mohn und schenk' ihr Ruh!“

Erst 46 Jahre alt, ist der heimische Poet in Folge einer Lungenentzündung verschieden — der Mund des Sängers, »dessen Ohr gelauscht hat an fernem Welten Thor«, für immer verstummt. — Friedrich Geßler war ein echtes rechtes Lehrer Kind, daselbst am 14. November 1844 geboren. Sein Vater, ein schlichter Landmann, konnte ihm keine gelehrte Bildung mit auf den Weg geben. Der aufgeweckte Sohn besuchte nur die Volksschule und trat mit 14 Jahren bei der Firma Stöber-Fischer in Lahr als Lehrling ein. Seine tüchtigen Gaben halfen ihm bald vorwärts und auch sein lebhafter Bildungsdrang blieb nicht unbefriedigt: unverdrossen benützte er all' seine freie Zeit zum Studium fremder Sprachen. — Von Mai 1867 bis August 1872, mit mancherlei Unterbrechungen, erlernte Geßler unter trefflicher Leitung des Professors Adolf Holzmann Griechisch und Lateinisch und machte sich wohlvertraut mit den hervorragendsten Schriftstellern des klassischen Alterthums. Seine naturwissenschaftlichen Studien brachten ihn mit dem berühmten Forscher Rossmäßler in nähere Verbindung. Kurz und gut: Friedrich Geßler war ein Autodidakt, ein Selbmademan im vollen Sinne des Wortes, eine jener zähen Naturen, die ihr Bestes Gott und sich selber verdanken. — Frühzeitig erwachte in dem ideal veranlagten Jünglinge, der sich nach angestrengter Bureauarbeit nebenher auch noch an den Werken unserer deutschen Klassiker bildete, die schöne Dichterseele. Ihm verdanken wir das Wiederauffinden des längst vergessenen Grabes der Pfarrerstochter Friederike Brion von Sesenheim, der im benachbarten Meissenheim gestorbenen Jugendgeliebten Goethe's. — Kommiss geworden, gab Geßler 1867 ein »Friederiken-Album« heraus, welches u. a. von ihm als erstes literarisches Debüt ein Lese-drama »Reinholz Lenz« in 3 Akten enthielt. Beim Ausbruche des deutsch-französischen Krieges rückte der blondlockige, blühende Geselle, von vaterländischer Begeisterung hingerissen, im Sommer 1870 als Freiwilliger in's Feld; er trat in ein württembergisches, vom bekannten Otfried Mylius (Karl Müller) gegründetes Corps ein, das aber später der regulären Armee einverleibt wurde und bei Champigny tapfer mitkämpfte. — Als »der alte Fritz« die Schlachten des siebenjährigen Krieges schlug, dichtete Vater Gleim in der Studirstube die »Lieder eines Grenadiers«. Auf dem Marsche, auf den Schlachtfeldern Frankreichs, in den offenen Laufgräben vor Paris schrieb unter dem »jungen Fritz« der Kriegsfreiwillige Geßler seine »Sonette eines Feldsoldaten«. Zwar tragen diese Gesänge voll patriotischen Feuermuthes noch sehr das Gepräge erst reisender Jugendlichkeit; immerhin sind darunter schon viel echte Dichterperlen zu finden — glänzend, formvollendet, gedankenreich. — Nach seiner Heimkehr und Genesung von schwerer Lungenentzündung, die er sich beim eifrigen Vorpostendienste geholt, wurde Friedrich Geßler Prokurist der Firma Stöber-Fischer in Lahr, und 1875 übernahm er die Leitung der Reichsbankstelle, welches Amt er bis zur Etablierung eines eigenen Bankgeschäftes bekleidete. — Als bald rüstete sich der Dichter, welcher mittlerweile eine glückliche Häuslichkeit an der Seite seiner kunstsinigen Frau gegründet hatte, zu einem Fluge in das preiswürdige, aber dornenvolle Gebiet der tragischen Muse: er veröffentlichte 1877 sein wiederholt zur Aufführung gelangtes Trauerspiel »Cassandra«, ein Drama voll großer, dichterischer Gestaltungskraft und antiker Hoheit, von griechischem Geiste belebt und getragen. Nach weiteren vier Jahren (1881) überraschte Geßler die zahlreichen Freunde

in Süd und Nord mit einer noch bedeutenderen Leistung, die ihn mit einem Rucke auf die Höhe des reifen Mannes und Dichters emporhob: ich meine seine liebliche, waldfrische Idylle »Dieter und Waltheide« — eine harmonisch in sich abgerundete, lyrisch-epische Dichtung aus alter Zeit in 10 Gesängen, gesunde Romantik atmend und nach Scheffels Art fest mit heiteren Arabesken durchwirkt. — Den Gipfel der Schalkhaftigkeit erstieg der Schaffensfrohe im Jahre 1887 mit seinem zwerchfellerschütternden »Röhrle von Häfner-Neuhausen«, einem satyrisch-humoristischen Epos aus Schwaben. Geßler erzwang diesem leichtgeschürzten Kinde seiner Muse mühelos fröhlichen Einzug in tausend Herzen und wußte ihm die sonst so wetterwendische Gunst weiter Kreise, namentlich der berufenen Kritik dauernd zu fesseln. Unmittelbar darauf folgte sein »Hohengeroldsbeck«, eine melodisch aufgebaute Sage aus der ritterlichen Hohenstaufenzeit. Wenn Geßler in dieser Dichtung an seinem Humor den unvergleichlichen Schffel auch nicht erreicht, so zeigt er sich dem Letzteren doch ebenbürtig an Kraft, Frische und charakteristischer Färbung. — Nun hatte Friedrich Geßler seinen dichterischen Ruf in der literarischen Welt, zumal im engeren Heimathlande, fest begründet. — Ein Drama, »Bernhard von Weimar«, war weit vorgeschritten; eine ganz eigenartige, in schlichtem Chronikstil dahinfließende, von urwüchsigem Humor sprudelnde größere Dichtung »Romejas, der Riese von Billingen« reifte der Vollendung entgegen und sollte demnächst den Büchermarkt zieren, als am Sonnabend des 3. Januar 1891 ein rascher Tod den Dichter mitten in der Bahn stürzte und dem vollen Leben entriß. — Im Allgemeinen ist es ja nicht gerade die Gestaltungslust, was den wahren Poeten kennzeichnet, auch nicht allein das Können, sondern vielmehr das volle Versenken in die Mysterien ewiger Naturgeheimnisse. Dieser philosophische Zug, gepaart mit reicher dichterischer Phantasie, wohnte unserem Geßler voll und ganz inne. Von Gottes Gnaden besaß er die Kraft, den Gebilden seines freiwaltenden Geistes eine freie Richtung zu geben, wie sie nur dem Herzensdichter eigen ist. An die einzelnen, oben skizzirten Schöpfungen die kritische Sonde näher anzulegen, ist hier nicht die Stelle und würde uns zu weit abseits führen. Es genügte, in großen, flüchtigen Zügen das schöne Ganze zu streifen und dabei der noch ungehobenen Schätze des dichterischen Nachlasses zu gedenken. — In unserer hastig dahinstürmenden Zeit der Ueberproduktion einerseits und der Ueber sättigung andererseits wird uns das Glück nicht häufig zu Theil, ein Werk anzutreffen, das in Ernst und Scherz die goldene Mitte haltend, die vom modernen Philistertume engherzig gezogenen Stachelzäune so wenig beachtet und gleichwohl in Ausdruck und Form die guten alten Gesetze der Schönheit so streng befolgt, wie Friedrich Geßler's nahezu vollendeter, hoffentlich nicht für immer vergrabener Sang von »Romejas, dem Riesen«. — Ein tüchtiger Geschäftsmann von strengrechtlicher Solidität und wohlwollender, weitherziger Denkart war der Bankdirektor Geßler ganz mit seiner geliebten Vaterstadt verwachsen; opferbereit stellte er seine Kraft allezeit in den Dienst der Oeffentlichkeit: es gab wohl kaum ein Stadtinstitut, kaum einen gemeinnützigen Verein, in dessen Verwaltung oder Leitung er nicht hineingezogen worden wäre. Seit dem Jahr 1887 vertrat Geßler als Landtagsabgeordneter die Stadt Lahr, deren Interessen er, trotz wankender Gesundheit, eifrig verfocht. Begeistert für Kaiser und Reich, voll Hingebung an die badische Heimath fühlte sich Geßler zu der »großen Politik« nicht sonderlich hingezogen: ein eigentlicher Berufspolitiker war, wie ein Nekrolog mit Recht betont, Geßler durchaus nicht; er flüchtete sich aus ihrem Getriebe gerne in das Reich der Poesie. Grundsätzlich und überzeugungstreu liberalen Prinzipien huldigend, sprach Geßler in der Zweiten Badischen Ständekammer zwar manch scharfes Wort. Hatte er aber frei von der Leber geredet, dann ging er lächelnden Antlitzes zu seinem

»ultramontanen« Kollegen Förderer — auch diesen deckt die Erde — und mit einer Priße Logbeß wurde Versöhnung gefeiert, was natürlich den Dekan Förderer nicht abhielt, wenige Minuten später dem Kollegen Geßler kräftig zu antworten. — Mit ihm schied von uns ein guter, braver Mensch, ein ehrenwerther, lebenswürdiger Charakter; er hinterließ eine Wittwe mit drei blühenden Kindern. — Ein fröhlicher Sänger lebt er unter uns fort. Wir schließen mit dem poetischen Scheidegrüße, den der Schriftsteller Wilhelm Jensen den Manen Geßlers unmittelbar nach dem Hinscheiden des Freundes in der Lehrer Zeitung weihte:

„In liches Buchengrün aus Frühlingstagen
Wob sich ihm ein manch echtes Lorbeerblatt —
Den Kranz, den seine Stirn verdient getragen,
Ihn hüte dankbar seine Vaterstadt!“

Karl Mayer.

August Gräbener

entstammte einem der Geschlechter, die in Folge fremden Unrechts und eigener Tüchtigkeit in einer neuen Heimath zum zweiten Male das schwere Werk, der Familie ein Fundament zu bauen, vollbringen mußten. Er war der Sproß eines österreichischen evangelischen Adelsgeschlechtes, das zur Zeit der österreichischen Ferdinande, im siebzehnten Jahrhundert, aus den Kärnthener Alpen in's Voigtland und von da in's Hohenlohische auswanderte und endlich in Baden eine neue Heimath fand. Seine arm gewordenen Vorfahren eroberten sich im bürgerlichen Leben einen geachteten Platz, und der am 13. November 1809 als Pfarrerssohn zu Leibenstadt geborene August Gräbener hat von seinen glaubensstolzen und entfugungskräftigen Ahnen zwar nicht den Adelstitel geerbt, aber die vornehme Geringschätzung äußerer Güter und Ehren, die schlichte Treue in Prinzipienfragen, die Ehrerbietung vor dem, was bleibt im Wechsel der Zeiten und Geschicke, das Mißtrauen gegen Tagesgrößen und Tagesparolen. Von seinen Vätern her, die in dem ergreifenden Kampfe der evangelischen Stände Oesterreichs gegen ihre unduldsamen Landesherren eine Rolle gespielt haben mochten, freute sich sein Blut, so oft er zur Minorität gehörte, war es ihm eine Genugthuung, mit zäher Beharrlichkeit am alten Rechte zu hangen, während die Andern, den Machtprüchen der Zeit gehorsam, geräuschvoll Uebergang zur Tagesordnung forderten. — Die Kosaken, die im Jahr 1814 singend durch Adelsheim ritten, der russische Offizier, der im folgenden Jahre das gastfreie Pfarrhaus wieder aufsuchte und sich wunderte, wie groß der kleine Sohn seines Quartierherren inzwischen gewachsen sei, blieben in seinem Gedächtniß haften. Aber die Eindrücke von jener Epoche, die er aus den Erzählungen der ihn erziehenden Generation erhielt, waren nicht die gleichen, die unsere heutige Jugend von jenen Tagen empfängt. Die evangelischen Pfarrhäuser Süddeutschlands erlebten nur die Last jenes Krieges, nicht seine Schrecken und seine Großthaten, und den gewaltigsten Eindruck empfingen sie nicht von der That der Befreiung selbst, sondern von der geschaffenen Neuordnung Europa's, von der Stiftung des Friedensbundes, der für die Ewigkeit die Eintracht der Staaten und das Fortschreiten der christlichen Kultur zu verbürgen schien. Und in dieser Neuordnung war auch der Deutsche Bund ein wohlgefügtetes, durch fromme Hoffnungen gesegnetes, durch Verträge geheiligtes Glied. Durch die neudeutsche Geschichtsschule unterrichtet, haben wir heute ein anderes Urtheil; aber mit Verständniß und Theilnahme schauen wir auf einen Mann, der von der Ueberzeugung, die ihm aus den Eindrücken seiner Jugend erwachsen, nicht gänzlich lassen konnte und, so sehr er sich über die Errichtung des Deutschen Reiches freute und so lieb er den Gründer desselben, den glorreichen Kaiser Wilhelm, gewonnen hat, doch den Prager Frieden niemals völlig zu verschmerzen vermochte. — Während